

---

# Bios

---

Zeitschrift für  
Biographieforschung, Oral History  
und Lebensverlaufsanalysen

---

## Inhalt Heft 2/2020 (33. Jahrgang)

*Dennis Möbus*

Holleriths Vermächtnis – ein Beitrag zur Geschichte von Frauen in der EDV.  
Topic Modeling als Methode digitaler Sekundäranalyse  
lebensgeschichtlicher Interviews.....162

*Miriam Mathias*

Zur Analyse biographischer Geschlechterkonstruktionen in einem Frauenleben  
im Übergang zur Moderne.  
Die Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau .....181

*Rixta Wundrak*

Zum Einbezug des Körperlich-Leiblichen in biographische  
Fallrekonstruktionen .....206

*Michael Galbas*

„Jetzt trinken wir erst einmal“  
Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Interviews.....225

*Karsten Lehmann*

Individuelle Religiosität in der Zwischenkriegszeit.  
Zu den Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich .....241

*Armen Hesse*

Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch.  
Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft,  
Geschichte und Psychologie.....264

## Sammlungen

---

*Linde Apel*

Über 30 Jahre Werkstatt der Erinnerung.

Oral History in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg .....299

*Stefanie Risse*

Il Circolo di scrittura autobiografica a distanza

Autobiographischer Brief-Schreibezirkel von Anghiari (Toskana/Italien) .....305

## Literaturbesprechungen

---

Maria Kontos: Die desintegrativen Folgen des öffentlichen Integrationsdiskurses.

Eine biographieanalytische Untersuchung mit Migrantinnen und Migranten

(*Franziska Heinz*).....309

Li Gerhalter: Tagebücher als Quellen. Forschungsfelder und Sammlungen

seit 1800. L'Homme Schriften (*Arthur Schlegelmilch*).....313

Autorinnen und Autoren dieses Heftes .....316

# Holleriths Vermächtnis – ein Beitrag zur Geschichte von Frauen in der EDV

Topic Modeling als Methode digitaler Sekundäranalyse lebensgeschichtlicher Interviews

Dennis Möbus

*Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet (LUSIR)* war das erste große Oral-History-Projekt in Deutschland. 1980 von Lutz Niethammer initiiert, entstand eine Sammlung von etwa 350 biographischen Interviews, die von einer Gruppe von Forscher\*innen ausgewertet wurden (Niethammer 1983a; Niethammer 1983b; Niethammer/von Plato 1985). Heute sind die Interviews im Archiv „Deutsches Gedächtnis“ des Instituts für Geschichte und Biographie der FernUniversität in Hagen verfügbar und werden derzeit für ein Onlinearchiv digital aufbereitet.

Kern der Interviewsammlung sind die Lebensgeschichten von Arbeiter\*innen und Angestellten, die zwischen 1930 und 1980 im hochindustrialisierten Ruhrgebiet gelebt haben. War das Erkenntnisinteresse ursprünglich die Erfahrung bzw. Verarbeitung von Faschismus und Weltkrieg, zeichnen die umfangreichen Stegreiferzählungen weit darüber hinaus ein Bild der Lebenswelten im westdeutschen Industrieviertel der Nachkriegszeit. Es kommen nicht nur Berg- und Stahlarbeiter zu Wort, auch Frauen in Verwaltungsberufen, leitende Angestellte und Gewerkschaftsfunktionäre sind in der LUSIR-Sammlung vertreten. Durch den biographischen Ansatz der Oral History bietet jede Lebenserzählung eine ganz eigene Innensicht auf Jahrzehnte sozialen Wandels zwischen Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Bundesrepublik. So finden sich neben den für die Primärforschung ursprünglich zentralen „Faschismuserfahrungen“ auch Wahrnehmungen des sogenannten „Wirtschaftswunders“ und des „Zeichensterbens“, was Einblicke in tiefgreifende und zunächst widersprüchlich erscheinende Modernisierungs- und Deindustrialisierungsprozesse gewährt. Diese Einblicke konnten durch eine computergestützte Sekundäranalyse der LUSIR-Interviews teils gewonnen, teils vertieft werden – immer der Philosophie der Oral History folgend, nicht nur historische Fragen zu beantworten, sondern auch zur Formulierung neuer Fragen beizutragen. Mit Hilfe von Topic Modeling, einem Text-Mining-Verfahren zur Erschließung großer unstrukturierter Datenbestände, konnten in den digitalisierten Transkripten Erzählungen über Automatisierungs- und Computerisierungsprozesse ausfindig gemacht werden. Von Lochkarten- oder Hollerithmaschinen ist da die Rede oder auch von frühen Computern und der CNC-Technologie.

In diesem Aufsatz sollen zwei Perspektiven auf die Digitalisierung eingenommen werden: Auf inhaltlicher Ebene wird die Wahrnehmung früher Digitalisierungsprozesse von vor allem weiblichen Industriearbeiter\*innen und -angestellten in den Blick

genommen. Auf methodologischer Ebene soll beispielhaft geprüft werden, wie die digitale Repräsentation von Oral-History-Interviews und deren computergestützte Analyse zur Geschichtsschreibung sozialen Wandels in Westdeutschland beitragen können. Der Beitrag versteht sich als explorative Studie, die das Potential eines solchen methodischen Ansatzes ausloten will.

### **Oral History digital**

Das Archiv „Deutsches Gedächtnis“ umfasst gut 3.000 Interviews aus über einhundert Forschungsprojekten, darunter die rund 350 Interviews aus dem LUSIR-Projekt. Um diese wertvollen Lebensgeschichten und wichtigen historischen Quellen langfristig zu erhalten und komfortabel zugänglich zu machen, arbeitet das Archiv mit Forschungsinstituten aus der Informatik zusammen.

In einem gerade abgeschlossenen Projekt konnten in Zusammenarbeit mit dem *Fraunhofer-Institut für intelligente Analyse- und Informationssysteme (IAIS)* entscheidende Fortschritte in der automatischen Spracherkennung (ASR) von Interviews gemacht werden, was wegen der mangelhaften Aufnahmequalität und spontaner, dialektaler oder undeutlicher Aussprache eine große Herausforderung war (Leh et al. 2018).<sup>1</sup> Die Audiomining-Plattform des Fraunhofer-Instituts kann von Mitarbeiter\*innen und Nutzer\*innen des Archivs „Deutsches Gedächtnis“ genutzt werden, um Transkripte der Interviews automatisiert zu erstellen. Darüber hinaus erlaubt das Audiomining über das Time Alignment Volltextsuchen auf kompletten Sammlungen mit direktem Zugang zum Audiosignal und ermöglicht die Auswertung einer großen Zahl von Datensätzen.

Im jüngsten Projekt, „Oral-History.Digital“, das vom *Center für Digitale Systeme (CeDiS)* an der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin geleitet wird, entsteht eine webbasierte Informationsinfrastruktur für audiovisuelle lebensgeschichtliche Interviews. Diese Umgebung wird die Onlinerecherche in Oral-History-Sammlungen verschiedener Archive sowie das Indexieren und Annotieren der Interviews ermöglichen.<sup>2</sup> Eine Weiterentwicklung, die auf diesen beiden Säulen aufsetzt, wäre eine computergestützte inhaltliche Analyse der digitalisierten, aber unstrukturierten Daten, um diese systematisch zu erschließen und eine bessere Durchsuchbarkeit zu gewährleisten.

### **Vom Zählen zum Schätzen: Minenarbeit in historischen Dokumenten**

Als Beispiel einer solchen Analyse sollen hier die Ergebnisse einer Auswertung der LUSIR-Interviews mit Hilfe von basalen Text-Mining-Algorithmen und des Topic Modeling präsentiert werden. In der Audiomining-Plattform des Fraunhofer-Instituts ist bereits eine Keyword-Extraktion implementiert, die besonders häufige Wörter auflistet und einen ersten Eindruck der reichhaltigen Inhalte lebensgeschichtlicher Interviews vermittelt. Um diese Stichwortliste zu verfeinern, wurde ein einfacher Auszählalgorithmus in der Programmiersprache Python geschrieben. Mit Hilfe einer selbst ge-

---

1 Das Projekt „KA<sup>3</sup> - Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten“ unter Leitung von Nikolaus Himmelmann wurde von 2015 bis 2020 durchgeführt und vom BMBF gefördert: <https://www.forschungsdaten.info/fdm-im-deutschsprachigen-raum/nordrhein-westfalen/disziplinspezifische-angebote/ka3/> (18.11.2021).

2 Das Projekt wird von der DFG gefördert. Näheres unter: <https://www.oral-history.digital/> (25.11.2021).

# Zur Analyse biographischer Geschlechterkonstruktionen in einem Frauenleben im Übergang zur Moderne

Die Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau

Miriam Mathias

## 1. Einleitung

Für die Erforschung weiblicher Lebensverläufe stellt die Perspektive der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung, wie sie von Peter Alheit und Bettina Dausien vertreten wird, eine Art methodologischen Stützpfeiler dar. Weniger erprobt – und mitunter auch weniger akzeptiert – ist diese Forschungsperspektive jedoch für historische Frauenfiguren, die nicht unter den Typus des modernen Subjekts fallen, wie es im Konzept von Alheit und Dausien impliziert ist. In dieser Hinsicht ist der folgende Text ein Plädoyer dafür, den Fokus innerhalb der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung auch auf vormoderne Subjekte auszuweiten, da diese Perspektive grundsätzlich einen Zugang bereitstellt, sowohl die Geschlechtwerdung als auch die Subjektwerdung in historischen Frauenleben in den Blick zu nehmen.<sup>1</sup> Darüber hinaus verfolgt der Beitrag das Anliegen, das sowohl sozialgeschichtliche wie auch biographieanalytische Potential der in der Forschung rund um das aufklärerische Reformwerk des Fürstentums Anhalt-Dessau bisher kaum beachteten Tagebücher der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau (1750-1811) sichtbar zu machen. Mit den Tagebüchern stehen der Forschung Quellen zur Verfügung, um Fragen von Handlungsmöglichkeiten, von Reproduktion und Veränderung sozialer Verhältnisse und Verhaltensweisen, von Subjektivität und Subjektwerdung einer adligen Frau der Sattelzeit in den Blick zu nehmen.<sup>2</sup> Hierzu werden erste Ergebnisse einer biographietheoretischen Analyse der genannten Selbstzeugnisse der Fürstin vorgelegt, wobei insbesondere Prozesse der Konstruktion von Weiblichkeit im Alltag der Fürstin im Fokus stehen.<sup>3</sup>

---

1 Bisherige insbesondere psychobiographische Analysen weiblicher Formen der Ich-Werdung, wie sie u. a. von Verena Ehrlich-Haefeli (1991) über Sophie La Roche erarbeitet wurden, sollen damit in keiner Weise kritisiert werden. Das Potential einer sozialwissenschaftlichen Biographieforschung wird vielmehr als eine Ergänzung verstanden, mit deren Hilfe insbesondere das Geflecht weiblicher Rollenbilder auch auf Ebene der gesellschaftlichen Strukturen herausgearbeitet werden kann.

2 Zur Tagebuchkultur im 18. Jahrhundert siehe Melchior 1997: 18 ff.

3 Zu den Selbstzeugnissen der Fürstin liegen neben den Originaltexten (im Landesarchiv Sachsen-Anhalt, im Folgenden: LHASA) auch zwei Abschriften vor, die von der Fürstin selbst und dem bei ihr als Vorleser und Reisegeschäftsführer eingestellten Dichter Friedrich Matthisson (1761-1831) angefertigt wurden. Die von der Fürstin in Auftrag gegebene und von ihr redigierte Abschrift Matthissons ist 2010 von der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz unter dem Titel „Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau“ publiziert worden. Diese Version wird im folgenden Text unter der Bezeichnung „Tagebuchabschrift Matthisson“ geführt. Teile der originalen Tagebücher sind in drei verschiedenen Publikationen zugänglich. Dies sind

In der historischen (Bildungs-)Forschung wird in der Regel mit dem Begriff des Selbstzeugnisses gearbeitet, der von dem von Schulze (1996) entwickelten Begriff der Ego-Dokumente zu unterscheiden ist. Während das Ego-Dokument sowohl freiwillige (Tagebücher, Reiseberichte, Briefe etc.) als auch unfreiwillige (Strafprozessakten, Visitationen, Testamente, Bittschriften) Aussagen zu der jeweiligen Person umfasst, ist das Selbstzeugnis auf freiwillige und bewusste Mitteilungen beschränkt (Rutz 2002: 5). In der sozialwissenschaftlichen Bildungs- und Biographieforschung hingegen wird zentral mit dem Begriff Ego-Dokument gearbeitet, womit zum einen explizit auch unfreiwillig erstellte Quellen in der Korpus aufgenommen werden, zum anderen jedoch auch der Aspekt der Freiwilligkeit im Rahmen der Quellenentstehung in Frage gestellt wird. Eine pauschale Bezeichnung von Tagebüchern als freiwillige Mitteilung wird abgelehnt, da jeweils die konkreten Herstellungsbedingungen zu berücksichtigen seien (vgl. hierzu u. a. Leitner 2016: 258).

Die Diskussion um die besondere Qualität von Tagebüchern als eigene Art von empirischem Material in der Forschungspraxis kann an dieser Stelle nicht aufgenommen werden, aber immerhin scheinen fixierte Tagebucheinträge im Verhältnis zu im Nachhinein getroffenen Aussagen in biographischen Interviews spontanere und, auf den Zeitpunkt des Eintrags bezogen, genauere Selbstaussagen abzubilden:

*Keineswegs bedeutet dies jedoch, dass die Erinnerungen „authentischer“ sind, denn wie alle Erinnerungen sind auch Tagebucheinträge von Diskursen und zu dem Zeitpunkt des Schreibens vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen und Denkweisen durchzogen. Was ihnen fehlt, sind mögliche Umdeutungen, wie sie vorgenommen werden können, wenn nachfolgende Erlebnisse einen Perspektivwechsel zur Folge haben oder sich Diskurse verändern (Pohn-Lauggas 2019: 128).*

Außergewöhnlich ist im vorliegenden Fall, dass einerseits die Originaltagebücher mit Aufzeichnungen des Typus von tagesaktuellen Einträgen, „die unmittelbar nach dem Erleben verfasst wurden“ (ebd.: 129) vorliegen und andererseits (wenigstens in größeren Teilen) die aus der „Vergangenheitsperspektive“ (ebd.) reflektierten und bearbeiteten Versionen; insofern sind Bedeutungsverschiebungen der biographischen Ereignisse im Zeitverlauf rekonstruierbar. Neben verschiedenen Tagebuchversionen werden im Rahmen dieses Beitrages auch Teile der Korrespondenz sowie ein konkretes bildsprachliches Konzept für die Ausgestaltung eines Landsitzes der Fürstin als Quellen genutzt.

## **2. Louise: eine Fürstin des Zeitalters der Aufklärung**

Louise Henriette Wilhelmine von Anhalt-Dessau wird 1750 als preußische Prinzessin der Nebenlinie Brandenburg-Schwedt geboren und ist die jüngere zweier Töchter des

---

erstens die Einträge Louises in der Zeit der ersten Schweizreise des Fürstenpaares, hier angegeben mit „Tagebuch der ersten Schweizreise“ (2018 herausgegeben von Losfeld: Die Reise des Fürstenpaares), zweitens das Tagebuch der Fürstin während der Englandreise, angeführt unter „Tagebuch der Englandreise“ (2007 herausgegeben von Geyer-Kordesch: Die Englandreise), und drittens Auszüge aus den originalen Tagebüchern der Jahre 1795 bis 1811, die hier als „Originaltagebuch“ angegeben sind (2010 herausgegeben von der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz: Die originalen Tagebücher).

# Zum Einbezug des Körperlich-Leiblichen in biographische Fallrekonstruktionen

Rixta Wundrak

## 1. Einleitung: Körper und Leib in der bisherigen Analyse der mündlich erzählten Lebensgeschichte

Als sich die Biographieforschung im deutschsprachigen Raum in den 1970er Jahren zu einem methodologisch fundierten Ansatz herausbildete, wurde der „trockene“, „unlebendige“ Befragungsstil mittels Fragebogen abgelöst. Die „natürliche“ Alltagskommunikation wurde zum Orientierungsrahmen für das biographische Interview (Schütze 1977). Dieses sollte von den Forschenden Raum gebend und offen geführt werden, damit die Befragten möglichst unvorbereitet und unmittelbar sprechen und sich dem Fluss der Erinnerung hingeben konnten. Die mündliche Stegreiferzählung in einem alltäglichen Zwiegespräch wurde zentral für Forschende im Feld und verlangte ihnen neue soziale Kompetenzen ab. Sie sollten nicht nur analytisch-intellektuelle Fertigkeiten bei der Auslegung geschriebener Texte haben (oder erwerben), sondern sich mit Leib und Seele, Empathie und kommunikativem Talent darauf einlassen, sich mit den Erzählenden auf eine Reise in deren Vergangenheit und subjektive Erfahrungswelten zu begeben. Mindestens ebenso viel kommunikative Kompetenz wird der oder dem Erzählenden dabei abverlangt, die Geschichte lebendig zu machen, das Erlebte zu vergegenwärtigen und die Zuhörenden „in die Geschichte hineinzuziehen“. In der mündlichen Stegreiferzählung, wie in jeder sozialen Handlung, ist „der Körper das Medium kommunikativer Konstruktion von Wirklichkeit“ (Knoblauch 2013). Durch Mimik, Gestik und den Einsatz der Stimme wird das Erzählte nicht nur untermalt oder akzentuiert, sondern zu großen Teilen erzeugt.

Ohne den körperlich-leiblichen Aspekt eines Gespräches zwischen Menschen wäre das Erzählte bloß eine unilineare Information, ahistorisch und abgelöst von der Tatsache, dass eine Lebensgeschichte nicht nur durch Erlebtes entsteht, sondern auch im Prozess des Erzählens und Zuhörens konstruiert wird. Leibliche Dimension und körperliche Kopräsenz machen das biographische Interview zu einem zwischenmenschlichen Geschehen. Sie zeigen sich in unterschiedlichen Facetten und beeinflussen biographische Darstellungen, das flüchtige soziale Geschehen während des Interviewens und das Endprodukt eines Interviews, das Transkript, auf vielfältige Weise. Ihre Bedeutung fand in der Forschungspraxis der biographischen Analysen dennoch nur geringe Beachtung. Vielmehr blieben die genannten Aspekte, wie an mancher Stelle bemängelt wurde, in der Biographieforschung in mehrerlei Hinsicht unberücksichtigt (Abraham 2002; Davis 1997).

Um dieses Argument weiterzuführen, sei zunächst dargelegt, welches Körper-Leib-Verständnis diesem Artikel zugrunde liegt. Einen möglichen Ausgangspunkt bildet der

anthropologische Grundgedanke Helmut Plessners (1941), demzufolge der Mensch mit der doppelten Rolle geboren wird, einen Körper zu haben und ein Körper zu sein, wobei der Begriff „Leib“ mit Letzterem verbunden wird. Dieser Grundgedanke hat sich in den körpersoziologischen Diskurs eingeschrieben, wenn auch mit unterschiedlichen Schlussfolgerungen darauf Bezug genommen wird: Während der Leibphänomenologe Hermann Schmitz (Neue Phänomenologie 2010: TC 01:10) betont, dass Leib und Körper als Entitäten oder „Etwas“, wie er es formuliert hat, scharf voneinander unterschieden werden müssten, sind nach Gesa Lindemann (2017) Körper und Leib nur als Relation durch ihr gegenseitiges Aufeinanderverweisen erklärbar. Schließlich kennzeichnen die Begriffe für Robert Schmidt (2017) die Notwendigkeit eines zu überwindenden Dualismus. In der Unterscheidung (seien es zwei Entitäten, eine Relation oder ein zu überwindender Dualismus) werden dem Körper das Äußerliche, die Materialität, die funktionellen Fertigkeiten, das naturwissenschaftlich Objektivierte, das Verdinglichte (das Körperding) zugeschrieben. Dem Leib hingegen werden das Innere, das Geistige, das Subjektive, die Erfahrung zugeschrieben. Er ist Wahrnehmungsorgan, „Nullpunkt der Orientierung“ (Merleau-Ponty 1966) und Weltbezug.

Je nachdem, mit welcher theoretischen Brille man auf das Geschehen in einem Interview blickt,<sup>1</sup> ergeben sich andere Beschreibungen: Die leibtheoretische Perspektive geht von leiblichen Subjekten aus (Schmitz 2019; Lindemann 2017), die sich in ihrer Beziehung zur Umwelt erfahren, sich in einem Interview begegnen, kommunizieren, was stets leiblich vollzogen wird und in dieser theoretischen Tradition (der Leibphänomenologie) am treffendsten als „Interkorporalität“ (Merleau-Ponty) bezeichnet werden kann. Die Erfahrung einer Zweisamkeit im Interview kann auf diese Weise als Verschmelzung gedacht werden, als Begegnung und Berührung, die nicht mehr zwischen zwei getrennten Subjekten stattfindet. Schmitz als Leibphänomenologe verwendet die Metapher des Wassers, das für den Fisch (so wie der Leib für den Körper) das Immaterielle, Umgebende ist, das aber gerade durch den Widerstand (den Körper) spürbar wird und für die Existenz Voraussetzung ist. Ein Gespräch im Interview hätte man sich demzufolge als Bewegung, Welle oder Strömung zwischen den Körpern vorzustellen.

Praxistheoretische Zugänge hingegen bevorzugen tendenziell das Konzept des Körpers, der „kontinuierlich dreidimensional ausgedehnt“ ist und sich „zu einer bestimmten Zeit an einer Stelle“ befindet (Schmidt 2017: 338).<sup>2</sup> Der wissende Körper übt Praktiken aus beziehungsweise werden durch den Körper in Zusammenarbeit und Koordination mit anderen Partizipierenden (Körpern und Dingen) Praktiken vollzogen, Sozialität wird hergestellt. Darüber hinaus sprechen praxistheoretische Vertreter\*innen gerne vom Körper als einzig notwendigem Begriff, der für „alle“ Aspekte steht, ist es unter anderem ja auch ihr Anliegen, den Körper-Geist Dualismus aufzuheben. Wenn also Praxistheoretiker\*innen vom „Körper“ sprechen, meinen sie freilich nicht das, worauf Leibphänomenolog\*innen ihn (in ihrer Differenzsetzung zum Leib) reduzieren. Aus

---

1 Die Phänomenologie und die Praxistheorie haben jeweils eine verzweigte, historische Tradition und eine Variation theoretisch-methodologischer Zugänge ausgebildet. Ihre vereinfachende Gegenüberstellung dient hier lediglich der Verdeutlichung der erkenntnistheoretischer Positionen in der Körpersoziologie.

2 Robert Schmidt schreibt den Praxeologen zu, sich im Gegensatz „zu phänomenologischen Leibphilosophien“ nicht für „das Wahrnehmen und Erleben ‚des Körpers‘ oder die Eigenlogik und Widerständigkeit ‚des Leibes‘“ (Schmidt 2017: 338) zu interessieren: „Sie grenzen sich von solchen anthropologisierenden und abstrakten Setzungen ab und fokussieren stattdessen die Beteiligungen von Körpern und Körperbewegungen an praktischen Vollzügen.“ (ebd.)



# „Jetzt trinken wir erst einmal“

## Die Rolle des Alkohols bei Oral History-Interviews

Michael Galbas

Es war ein kalter und verregneter St. Petersburger Februarabend des Jahres 2013, als ich mich mit Sergej traf, einem Veteranen des sowjetischen Afghanistankrieges.<sup>1</sup> Mit ihm führte ich ein lebensgeschichtliches Interview im Rahmen einer geschichtswissenschaftlichen Studie über die Erinnerungen an den Militäreinsatz der UdSSR am Hindukusch von 1979 bis 1989. Ziel war es herauszuarbeiten, welche Bedeutung Veteranen ihren Afghanistan-Erfahrungen beimessen und wie sie ihre Autobiographie über das Erlebte konstruieren. Besonders stand dabei das auf Wechselwirkung basierende Verhältnis von individuellen und kollektiven Sichtweisen auf den Krieg im gegenwärtigen Russland im Fokus (Galbas 2019).

Als Treffpunkt hatten Sergej und ich das Einkaufszentrum Gostiny Dvor auf dem Nevskij-Prospekt vereinbart, der zentralen Lebensader St. Petersburgs. Aufgrund des schlechten Wetters entschlossen wir uns, für das Interview nicht lange nach einem ruhigen und wenig frequentierten Ort zu suchen, sondern begaben uns direkt in eine kleine Kantine im Gostiny Dvor, aus der laute Pop-Musik schallte. Während ich zögerte, die Türschwelle zu übertreten, ließ sich Sergej von dem Lärm nicht beeindrucken und steuerte zielsicher einen der freien Tische an, worauf ich ihm schließlich folgte. Am Tisch angekommen, stand vonseiten des Veteranen die Frage nach einem Bier sogleich im Raum. Ehe ich antworten konnte, hatte er sich bereits entfernt und kehrte mit zwei gefüllten Gläsern zurück. Eines davon platzierte er vor mir mit den Worten:

*Jetzt trinken wir erst einmal und Sie erzählen mir in Ruhe, wer Sie sind, was Sie machen und danach berichte ich (Interview Sergej 2013).*

Für das Forschungsprojekt über die Erinnerungen an den sowjetischen Afghanistankrieg wurden im Zeitraum von 2011 bis 2015 mit 33 männlichen, in Russland lebenden ehemaligen Kriegsteilnehmern narrativ-biographische Interviews durchgeführt (Schütze 2012; Rosenthal et al. 2006). Der Ablauf eines solchen Interviews gliedert sich nach gängiger methodischer Diskussion in drei Teile: Der offenen Erzählaufforderung, dem erzählgenerierenden Nachfragen sowie dem formellen Interviewabschluss (Rosenthal 2015: 157 ff.). Der erste Abschnitt umfasst das persönliche Kennenlernen sowie die thematische Einführung, die den Zeitzeugen über die Hintergründe des Anliegens und die allgemeinen Abläufe informiert. Der Gesprächspartner beginnt daraufhin mit seiner autonom gestalteten Haupterzählung. Anschließend werden unklare

---

<sup>1</sup> Die Namen der Interviewten sind pseudonymisiert.

Sachverhalte nachgefragt oder einzelne Aspekte vertieft. Zudem bleibt Raum, bisher unbehandelte Themenbereiche der Lebensgeschichte zu erschließen. Der offizielle Abschluss ist dahingehend wichtig, um den Autobiographen narrativ nicht in einer für ihn belastenden, sondern in einer stabilen Phase seines Lebens zu belassen.

Die Interviews mit den Afghanistanveteranen verteilten sich auf mehrere Städte in Russland und fanden entweder in öffentlichen Räumen wie Kantinen und Cafés oder in vertrauter Umgebung etwa in Wohnungen oder in Vereinsheimen statt. Die Interviewsprache war primär Russisch. Für mich stellt sie eine während des Studiums sowie zweier Semesteraufenthalte in Moskau und St. Petersburg erlernte Fremd-, für die Veteranen zumindest die zweite Muttersprache dar.<sup>2</sup> Lediglich in zwei Fällen erfolgten die Gespräche phasenweise in meiner Primärsprache auf Deutsch, da die Interviewten über die dafür notwendigen Sprachkenntnisse verfügten und diese auch anwenden wollten. Mit dem Einverständnis der Veteranen wurden die Interviews aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert. Die Auswahl der Zeitzeugen beruhte auf Kriterien, die sich aus dem Erhebungsprozess entwickelten (Strauss/Corbin 2010). Hierzu gehörten unter anderem der Dienstgrad und -zeit, der Status als Kombattant und Invalide, aber auch die Mitgliedschaft in einem Veteranenverband sowie die ethnische und geographische Herkunft. Im Durchschnitt waren die Interviewten 25 Jahre älter als ich. Die Mehrheit von ihnen wurde im Alter von 18 Jahren zur Armee eingezogen und mussten den Großteil ihres zweijährigen Wehrdienstes am Hindukusch ableisten (Sapper 1994: 99 ff.). Einige der Zeitzeugen lassen sich als „Erinnerungsexperten“ beschreiben, die ihre Kriegserlebnisse in mündlicher oder schriftlicher Form bereits wiedergegeben hatten. Dies war allerdings kein Vorauswahlkriterium, sondern stellte sich meist erst während des Gesprächs heraus.

In den Interviews thematisierten die ehemaligen Interventionsteilnehmer sowohl Ereignisse aus Afghanistan als auch teilweise deren Nachwirkungen in der Sowjetunion nach Ende des Militäreinsatzes. So berichteten Befragte etwa von einer bewussten Reduzierung sozialer Kontakte oder einem übermäßigen Alkoholkonsum. Ein Zeitzeuge beschreibt dies beispielsweise folgendermaßen:

*Wir wurden gefragt, was wir nach Afghanistan machen werden [Pause]... Ich werde trinken, danach werde ich trinken, und danach werde ich wieder trinken (Nikita 2014: 8. Zit. in Galbas 2019: 303 f.).*

Bei einigen Gesprächen beschränkte sich die Präsenz des Alkohols allerdings nicht nur auf die narrative Ebene.

Ein Charakteristikum der Erhebung war, dass es in jeder der genannten Veteranen-Subgruppen zu gemeinschaftlichem Alkoholkonsum kam, insgesamt in elf lebensgeschichtlichen Interviewsituationen. Die Initiative zum gemeinsamen Trinken ging immer vom Interviewten aus, wobei dies wie im Falle Sergejs entweder gleich zu Beginn in der Einführungsphase oder zum Ende der Haupterzählung beim Übergang zum Nachfrageteil geschah. Ausgehend von meinen Russland-Erfahrungen kam ich der Trinkaufforderung aus Gründen der Höflichkeit in den meisten Fällen nach, allerdings

2 In der Sowjetunion wurden über 120 Sprachen gesprochen. Russisch erlangte erst 1990 den gesetzlichen Status als Amtssprache, war davor allerdings als „Sprache der Kommunikation zwischen den Völkern“ im Schul- und Bildungswesen sowie der Kaderpolitik dominant (Mark 1992; Comrie 1981).

# Individuelle Religiosität in der Zwischenkriegszeit

## Zu den Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich

Karsten Lehmann

### 1. Einleitung: Eine historische Perspektive auf vielfältige Religiosität in Wien

Debatten um religiöse Vielfalt oder religiöse Pluralität (beide Begriffe werden im Weiteren weitgehend komplementär genutzt) haben die Religionsforschung während der letzten beiden Dekaden maßgeblich geprägt. So zeichnen rezenten Studien und Surveys zur Religiosität in Österreich das Bild einer zunehmenden Pluralisierung der religiösen Landschaft: Zum einen unterstreichen sie zwar die anhaltende symbolische Dominanz der katholischen Kirche im öffentlichen Raum, welche durch die Präsenz von anderen religiösen Traditionen nur bedingt verringert wird. Zum anderen betonen sie aber auch die öffentlichen Kontroversen um spezifische religiöse Traditionen – insbesondere den Islam –, die nicht selten politisiert werden. Und schließlich verweisen sie auf die Vielfalt religiöser und weltanschaulicher Weltbilder mit häufig unklaren Grenzen zwischen religiösen und weltanschaulichen Traditionen (Zulehner 2011; Polak/Seewann 2019; Koch/Lehmann 2021).

Umso erstaunlicher ist es, dass sich diese Studien zumeist durch eine vergleichsweise geringe historische Tiefe auszeichnen. Religiöse Vielfalt wird primär als ein Phänomen der 1960er und 1970er Jahre und dann der 2000er und 2010er Jahre beschrieben (Zulehner/Polak 2006). Stärker historische Studien religiöser Vielfalt sind im Vergleich dazu eher die Ausnahme als die Regel. Die *Religion in Austria*-Buchreihe (herausgegeben von Gerald Hödl, Astrid Mattes und Lukas Pokorny) gibt beispielsweise vielfältige und interessante Einblicke in die Entwicklung unterschiedlicher religiöser Traditionen in Österreich. Außerdem hat sich eine spannende Tradition der „Religiösen Alltagsgeschichte“ etabliert, welche besonders (aber bei weitem nicht ausschließlich) die historische Bedeutung innerreligiöser Vielfalt in den Blick genommen hat (Heller et al. 1990; Klieber 2010).

Vor diesem Hintergrund möchte der folgende Beitrag der Frage nachgehen, wodurch sich religiöse Vielfalt in Österreich vor den 1960er und 1970er Jahren ausgezeichnet hat. Dazu beschäftigt er sich mit individuellen religiösen Selbstbeschreibungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die in der Zwischenkriegszeit (1918-1939) in Wien zur Schule gegangen sind. Im Zentrum stehen zentrale Ergebnisse des Projektes *Religiöse Vielfalt an Wiener Schulen der Zwischenkriegszeit (ZwieKrie)*, das zwischen 2018 und 2021 am Spezialforschungsbereich „Interreligiosität“ (SIR) der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule (KPH) Wien/Krems durchgeführt wurde und in dessen

Verlauf insgesamt 24 Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ausgewertet wurden.<sup>1</sup>

Auf dieser Basis kann gezeigt werden, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen ihre religiösen und weltanschaulichen Vorstellungen im Rahmen der themenzentrierten Interviews als durchaus vielfältig dargestellt haben. Die Interviews dokumentieren die Existenz unterschiedlicher religiös-weltanschaulicher Milieus ebenso wie die Verbindungen zwischen verschiedenen individuellen, religiösen Praktiken sowie vielfältige Bezüge auf religiöse und politische Weltanschauungen. In anderen Worten: Die Ergebnisse des ZwieKrie-Projektes bestärken diejenigen Untersuchungen, welche auf die langen Traditionen religiöser Vielfalt in Österreich hinweisen und tragen zu einer differenzierten Sichtweise dieser Traditionen bei.

Dieses Argument soll nun in vier Schritten entwickelt werden. Zunächst gilt es dazu einige zentrale Kategorien genauer herauszuarbeiten (2). Dann wird auf die spezifischen Beschränkungen und Potentiale des ZwieKrie-Projektes eingegangen (3). Auf dieser Basis sollen ausgewählte Daten aus dem Projekt vorgestellt werden, welche für die Frage der individuellen Konstruktion von Religiosität besonders interessant sind (4). Der Beitrag schließt mit weiterführenden Bemerkungen zur Konstruktion von religiöser Vielfalt (5).

## 2. Zentrale Konzepte: Vielfältige Religiosität in Wien

In der Einleitung zu einem jüngst erschienen Themenheft der online Zeitschrift *Pädagogische Horizonte* mit dem Titel *Die gesellschaftliche Erzeugung von religiös-weltanschaulicher Vielfalt* haben Anne Koch und Karsten Lehmann zentrale Debatten zum Konzept der religiös-weltanschaulichen Vielfalt zusammengefasst (Lehmann/Koch 2020). Sie haben zunächst darauf hingewiesen, dass religiöse Vielfalt in unterschiedlichen akademischen Disziplinen unterschiedlich thematisch ist. In einem zweiten Schritt haben Lehmann/Koch verschiedene Ebenen religiöser Vielfalt heuristisch unterschieden – die Makro-Ebene gesellschaftlicher Diskurse, die Meso-Ebene von Organisationen und Bewegungen sowie die Mikro-Ebene individueller Identitätskonstruktionen (vgl. weiters: Lehmann/Jödick 2016). Und schließlich haben die Autorin und der Autor betont, dass Analysen religiöser Vielfalt durch einen weiten Religionsbegriff gewinnen können, der unterschiedliche Formen von Weltanschauungen inkludiert. Die weiteren Überlegungen folgen dieser grundsätzlichen Einschätzung und fokussieren dabei auf die Mikro-Ebene individueller Religiosität.

### 2.1 Vielfältige Religiosität

Die vielfältige disziplinäre Verortung der aktuellen Forschung zu religiöser Vielfalt hat einen reichhaltigen Korpus an Literatur entstehen lassen, dessen unterschiedliche Stränge bislang aber weitgehend unverbunden nebeneinanderstehen. (Lehmann/Koch 2020: 1 ff.). Mit Blick auf die weiteren Überlegungen sind besonders zwei Argumentationsstränge zu nennen, welche den heuristischen Rahmen für die folgenden Ausführungen bereitstellen.

---

<sup>1</sup> Das Projekt wurde durch die KPH Wien/Krems, den Zukunftsfonds der Republik Österreich sowie die Kulturabteilung der Stadt Wien (MA7) finanziell unterstützt. Der Autor dankt all diesen Institutionen für die Ermöglichung des Projekts. Mein besonderer Dank gilt außerdem den Reviewenden dieses Beitrags sowie meiner Frau Johanna Lehmann für die kritische Lektüre.

# Selbstbemächtigung und das Sprechen über den Missbrauch

Eine Untersuchung an der Schnittstelle zwischen Literaturwissenschaft,  
Geschichte und Psychologie

Armen Hesse

## 1. Einführung

Zur Aufarbeitung von Traumata kennt die Psychologie verschiedene Methoden. Psychodynamisch-imaginative Methoden konfrontieren das Trauma und verschließen auslösende Ereignisse in einem imaginierten Tresor (Beckrath-Wilking/Dittmar 2010); die EMDR-Methode nach Francine Shapiro führt durch das Aufrufen eines belastenden Ereignisses und die darauffolgende Entlastung durch EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing) zur Verringerung physischer und psychischer Stressreaktionen (Ebner 2014: 107 f.); in der Konfrontationstherapie wird die Stärke dieser Reaktionen mittels Wiederholung der traumatischen Erfahrung reduziert.

Eine andere Möglichkeit der Verarbeitung bietet die Niederschrift traumatischer Ereignisse. In den 1990er Jahren kam es in der Psychologie zu einer Reihe von Veröffentlichungen, welche den Prozess des Schreibens in den Vordergrund stellen. Das von James W. Pennebaker in *Writing to Heal: A Guided Journal for Recovering from Trauma and Emotional Upheaval* (2004) vermittelte Prinzip der Selbstbemächtigung etwa verweist auf die bedeutsame Funktion des Schreibens in der Verarbeitung solcher Erfahrungen.

In der historischen Forschung wird nach wie vor die Frage gestellt, inwiefern verschriftlichte Selbstzeugnisse der Opfer aversiver Erfahrungen zur Untersuchung von sexualisierter Gewalt nutzbar gemacht werden können. Welche Funktion erfüllt der Vorgang des Schreibens? Welche Funktion erfüllt dabei das schriftsprachlich abgefasste Selbstzeugnis? Wogegen wird angeschrieben und wofür wird geschrieben? Finden sich beim Sprechen über den Missbrauch unabhängig voneinander auftauchende (narrative) Strategien?

Anstelle einer „Sprache des Missbrauchs“ soll in dieser Untersuchung das Sprechen über den Missbrauch im Vordergrund stehen: Dieses ist gekennzeichnet durch einander ähnelnde (narrative) Strategien und kann damit der individuellen Erfahrung gerechter werden als der subsumierende Begriff einer einheitlichen Sprache.

Die folgende Arbeit beschäftigt sich in einem literaturwissenschaftlich angelegten Verfahren unter Berücksichtigung historischer Entwicklungen und psychologischer Aspekte mit diesen Fragen. Sie resultiert im Versuch, durch eine historische Kontextualisierung rezenter Selbstzeugnisse Aspekte des Sprechens über den Missbrauch herauszuarbeiten und schlägt als Charakteristikum und zugrundeliegende (narrative) Strategie den Aspekt der Selbstbemächtigung vor: „Traumatisierte Mädchen und Jungen

konnten kein stabiles und kohärentes Selbst entwickeln.“ (Weiß 2016: 290). Die „traumapädagogische Methode“ (ebd.) der Selbstbemächtigung beschreibt den Prozess, der in der „Traumabearbeitung“ zu einer „Rückeroberung des Selbst durch das Verstehen der traumatischen Erinnerungsebenen“ (ebd.) führt.

Nach einer epistemologischen Hinführung zur sprachlichen Identitätskonstruktion folgt eine Unterscheidung zwischen genuin literarischen Traumanarrativen und Selbstzeugnissen, wobei auch gattungstheoretische Unterschiede und Gemeinsamkeiten dargelegt werden. Im Anschluss daran folgt ein Überblick über den historischen Umgang mit (retrospektiven) Selbstzeugnissen durch Krieg oder Missbrauch traumatisierter Opfer. Erst die gesellschaftlichen Diskurse um den Opferstatus seit den 1960er Jahren haben in den 1990er Jahren zur Anerkennung des Opferstatus geführt, wodurch dieser in den Fokus der Geschichtswissenschaft rückte. Da in historischen Selbstzeugnissen keine Schilderung von Missbrauchserfahrungen erfolgt, schlägt der folgende Aufsatz vor, das Sprechen und Schreiben vom Missbrauch als Phänomen des ausgehenden 20. bzw. 21. Jahrhunderts zu betrachten.<sup>1</sup> Die dabei zutage tretenden – vor allem narrativen – Strategien werden anhand aktueller, veröffentlichter Selbstzeugnisse sexuellen Missbrauchs untersucht: Natascha Kampuschs *3096 Tage* (2010), Jürgen Dehmers *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch* (2011) und Alexander J. Probsts *Von der Kirche missbraucht: Meine traumatische Kindheit im Internat der Regensburger Domspatzen* (2017).

Der Aspekt der Selbstbemächtigung wird dabei unter Einbezug des Paratexts nach Gérard Genette untersucht: Der Paratext bezeichnet alle den eigentlichen Text begleitenden Phänomene. Er unterteilt sich in den Peritext, der alle noch zum Buch gehörigen Teile umfasst, wie etwa die Umschlagsgestaltung oder den Klappentext, und den Epitext, der alle außerhalb des Buches positionierten Veröffentlichungen umfasst, wie etwa Rezensionen und Interviews. Genette schlägt vor, dass der Primärtext nicht ohne den Paratext rezipiert und analysiert werden kann.

Durch diese theoretische Grundlage soll der Tatsache Genüge getan werden, dass es sich hierbei um aktive Veröffentlichungen handelt; die Selbstbemächtigung richtet sich folglich nicht ausschließlich gegen die aversive Erfahrung, sondern auch gegen die mediale Inanspruchnahme der jeweiligen Ereignisse. Die methodischen Aspekte sowohl der narrativen Selbstbemächtigung als auch des Paratexts scheinen geeignet, Selbstzeugnisse des Missbrauchs zu untersuchen und dabei auftretende kontradiktorische Phänomene einzuordnen.

### 1.1 Erkenntnistheorie und die sprachliche Rekonstruktion der Identität infolge eines Traumas

Nimmt man Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft* als Ausgangspunkt, ergibt sich – laut Puls – eine paradoxe Situation. Die Seele – das Ich – ist ein „transzendentaler Vernunftbegriff“ der als solcher zwar keine empirischen Erkenntnisse darstellt, aber doch eine „regulative Funktion“ besitzt (Puls 2018: 235). Die Vorstellung, Kontrolle über ein empirisch nicht fassbares Ich zu bewahren, erlaubt „den Menschen[,] eine Totalität der Welt denken [zu] lassen.“ (ebd.) Sie ermöglicht es, diesem Ich einen selbst gesetzten Rahmen zu geben; solange man sich diese Vorstellung bewahrt, bewahrt man

<sup>1</sup> An dieser Stelle sei Prof. Dr. Tanja Penter für die Idee einer historisch-literaturwissenschaftlichen Untersuchung dieses Themas gedankt und Prof. Dr. Marcel Krings für seine kritische Lektüre.